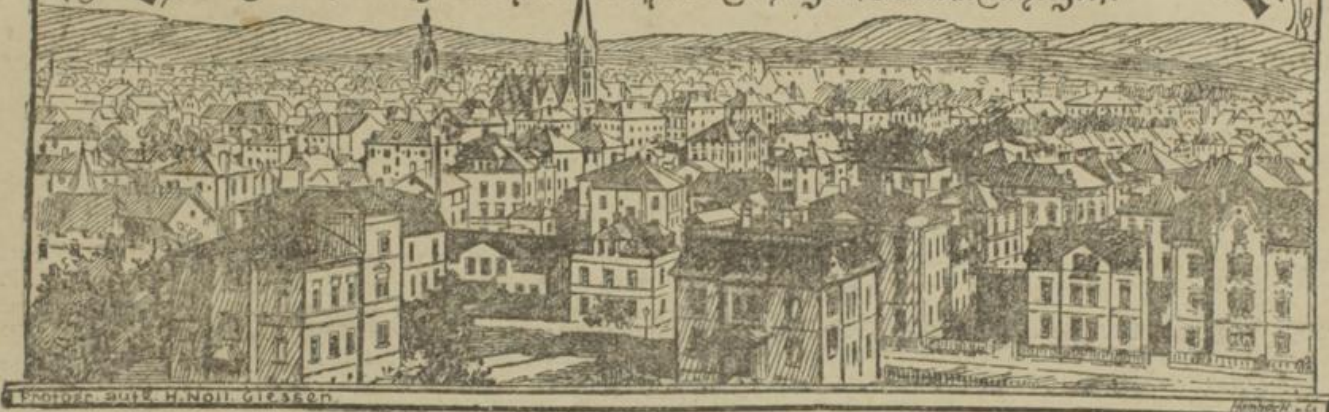


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## An den Ufern der Drina.

(Man aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.)

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

### 8. Kapitel.

Bis dahin hatten sie oft von ihren Erinnerungen gesprochen. Franz hatte Desider von seinem Abenteuer mit der russischen Circe erzählt, und dieser dem Freunde wieder seine Liebe und Sehnsucht geklagt. Wie oft, wenn sie, heimgekehrt von ihren schweren Patrouillen, in ihrem kleinen Zimmer saßen und der Schneesturm um die Hütte heulte, holtten sie ihre Erinnerungen hervor. Immer wieder sprachen sie dasselbe, und immer war es der sanguinische Franz, der für sie bejode die rechten Worte fand.

„Schau,“ sagte er, „mir ist das damals verzweifelt nah' gegangen. Ich glaub', ich hab' das Weib wirklich gern gehabt, und wie ich dann gemerkt hab', daß sie mich nur zum Narren halten will — pui der Teufel, das war ein böser Augenblick. Also, ich hatt' allen Grund, mich zu kränken und den Tod aller unglücklich Liebenden, an gebrochenem Herzen, zu sterben. Aber du, Desi! Du weißt doch, daß dich dein Mädchen liebt, daß sie sich genau so nach dir sehnt, wie du nach ihr — Donnerwetter, ich werd' ja ordentlich poetisch —, daß bloß die Drina zwischen euch fließt, na, das ist ja gewiß ein Malheur, aber mit dem Glück brauchst du deshalb noch nicht böse zu werden. Derweilen ist der Krieg noch nicht erklärt, laß also den alten lieben Gott nur machen, was er für gut befindet und psusch ihm nicht ins Handwerk. Er wird sich eurer noch erinnern.“

In dieser halb leichtfertigen, halb ernsten Tonart ging seine Rede weiter, bis Desider lächelte und nach seiner geliebten Geige griff. Dann riß Franz schnell noch einen schlechten Wis und setzte sich behaglich am Ofen zurecht, um zuzuhören, „wie Desi dem lieben Gott seine unglückliche Liebe vorweinte“.

Nun aber, da er wußte, daß auch jenes dämonisch schöne Weib am anderen Ufer war, und daß er es eines Tages wiedersehen werde, ging eine seltsame Veränderung in seinem Wesen vor. Er wurde still, in sich gekehrt und zeigte sich oft mürrisch und finster. Wenn er auf einsamem Patrouillenritt allein mit sich war, da tauchte vor seinen Augen das lauschige Boudoir in Belgrad auf. Er sah sich vor ihr liegen, hörte den Rauber ihrer Stimme, fühlte den Duft ihres Weibes. Alle seine Sinne standen auf und rissen und zerrten an seiner Energie, bis er sie in einem wilden Ritt über Stock und Stein wiedersand.

Wie oft ertappte er sich dabei, daß er hinüberstarrte an das andere Ufer, wo hinter den verschneiten Bäumen der Rauch von Stubovizza aufstieg. Da er sie fern gewußt, hatte er mit leichtem Herzen an sie denken können; nun, da nur eine schmale Eisfläche sie von ihm trennte, kam ihr

Rauber herübergeweht und nahm ihn wieder gefangen wie damals in Belgrad.

Ob sie wohl an ihn dachte? fragte er sich einmal. Sie mußte ja, daß er in Racovac war. Ob sie auf ihrem Plan beharrte, mit seiner Hilfe nach Sarajevo zu kommen?

Bei diesem Gedanken aber riß er sich auf. Die Erinnerung an jenen schmachtvollen Augenblick in Belgrad wurde in ihm lebendig und gab ihm seine Kraft zurück. Da wurde er wieder der alte Franz, heiter, übermütig und sich selbst verispottend.

„Hol der Teufel alle Weiber!“ rief er, und als Desider gegen diesen frommen Wunsch protestierte, setzte er hinzu: „Mit einer Ausnahme natürlich!“

Ihre Wachsamkeit verdoppelten sie. Sahen es als Ansporn an, daß gerade ihnen gegenüber der gefährliche Feind war. Immer war einer von ihnen draußen Tag und Nacht waren ihre Patrouillen unterwegs.

„Sie soll nur kommen, die Hege!“ lachte Franz und ballte die Faust.

Drüben in Stubovizza, am serbischen Ufer, da spähten oft zwei Paar Frauenaugen hinüber. Dort saßen Helene und Olga stundenlang am Fenster und suchten mit dem Fernglas die andere Seite ab. Und wenn sie dann die Gestalten sahen, nach denen sie ausschauten, dann lächelten sie und seufzten. Und ihre Sehnsucht flog hinüber über die Drina . . .

Olga war eine andere geworden. Die Liebe hatte aus der stolzen, hochmütigen Königin des Salons ein demütiges, in Gut sich verzehrendes Weib gemacht. Sie liebte Franz, weil er unter all den Männern, die ihren Weg gekreuzt, der einzige war, der grad und aufrecht vor ihr geblieben war. Zum erstenmal in ihrem Leben war sie auf einen gestoßen, dem sie nicht überlegen war, an dessen Kraft ihre Scheinkunst wie Glas zersplittert war. Die starken Frauen verachten immer die Männer, bis sie auf einen stoßen, der stärker ist als sie. Dann redt die Sehnsucht, die sie bis dahin gefesselt halten mußten, die Flügel und strebt dem Erlöser ihrer Frauenseele entgegen.

So erging es auch Olga. Bis dahin hatte sie ihre Schönheit nur dazu gebraucht, um durch sie sich Männer dienstbar zu machen. Sie hatte sie in den Dienst der Politik gestellt, und wie zünftige Diplomaten ihre Schlaueit, so hatte sie ihre Schönheit spielen lassen. Oft und hohen Gewinn. Sie war als Russlands Geheimagentin in London gewesen und hatte die kühlen, nüchternen Briten für die russische Freundschaft begeistert. In Paris hatte sie sich von den französischen Finanzbaronen so lange den Hof machen lassen, bis sie ihre Milliarden — Rußland zu Füßen legten. In Persien hatte sie den üppigen Schah solange umschmeichelt, bis er die Verfassung, die er eben seinem Volk gegeben, wieder in Fesseln riß und sein Heil den russischen Kosaken anvertraute.

Überall und immer hatte sie gesehen, daß ihre Schönheit männliche Kraft und Klugheit aus dem Felde schlug. Ihrem berückenden Lächeln hatte keiner widerstanden. Und

Aber dieser Erkenntnis hatte ihr Herz das Lachen verlernt. Sie vergaß, daß sie ein Weib war und sah in sich nur den Agenten, der seinem Vaterland dienen mußte.

Und nun kam einer, ein unbedeutender kleiner Offizier. Und er, den sie als die sicherste Beute betrachtete, blieb ihr gegenüber Sieger. Lachte ihr seine Verachtung ins Gesicht. In ihrem weiblichen Gefühl, der Eitelkeit, wurde sie zuerst getroffen. Aber aus der Wut über diese Demütigung stieg die Bewunderung für den Mann auf, der von allen allein sie Niedergezwungen hatte. Und in der Seele einer Frau ist der Weg von der Bewunderung zur Liebe nicht weit. Eines Tages mußte sich Gräfin Olga Grelow, die Fürsten, Feldherren, Staatsmänner und Weltkönige zurückgewiesen, gestehen, daß sie den österreichischen Oberleutnant Franz von Dohnsparg liebte, daß sie sich nach ihm mit der ganzen Inbrunst ihrer so lange geknebelten Weiblichkeit sehnte.

In der stillen, sanften Helene fand sie eine Freundin, die sie wohl verstand. In der Einsamkeit des serbischen Grenzgebietes, umgeben von rauhen, halb verwilderten Komitadschis, schlossen sich die beiden Frauen eng aneinander und weinten eine an der Brust der anderen ihren Kummer aus.

Auch in Helene brannte unstillbar die Sehnsucht. Aber ihre Seele war rein und unberührt. Sie konnte noch hoffen und glauben. Olga, die längst den erkennenden Blick in die Untiefen menschlicher Schwäche und Gemeinheit getan, hatte das verlernt. Sie kannte nur eine Zuversicht, die an sich selbst, an die eigene Kraft. Auf dieser baute sie die Träume ihrer Zukunft auf, hoffend, daß es ihr doch noch gelingen werde, sich mit dem Geliebten zu vereinigen, seine Verzeihung zu erlangen und ihn von ihrer Liebe zu überzeugen.

Helene betete. Darin fand sie ihre Kraft. Betete, daß Gott diesen entsetzlichen Krieg abwenden möge. Betete, daß er über Haß und Feindschaft hinweg sie doch noch zu Desider führe. Sie wurde stärker und mutiger in ihrem Glauben als Olga, die stets zwischen Verzweiflung und Hoffungsfreudigkeit hin und her schwankte.

Oft, wenn die Witterung es erlaubte, schlichen sie sich aus dem Dorf hinaus und versteckten sich an der Böschung des Ufers, von wo sie gut hinübersehen konnten. Sie sahen diese wachsam österreichischen Patrouillen vorüberziehen, hörten in der klaren Winterluft die Worte, die die Leute miteinander wechselten, die Lieder, die sie sangen, wenn sie heimkehrten. Tapfer harrten sie in der grimmigen Kälte aus, bis sie Desider's schlankte Figur erblickten oder Franz vorüberreiten sahen. Dann war die eine glücklich mit der anderen, und sie lehrten in ihre kleine Stube zurück, um, wie immer, von ihrem Lieben zu sprechen.

Am Abend kam gewöhnlich Stojan, Helenens Bruder, zu ihnen und saß mit ihnen bis zur Schlafenszeit. Selbst hier im Felde, vor dem Feind, war er Olga gegenüber der schwächere, hilflose Junge geblieben, als den sie ihn in Belgrad kennen gelernt hatte. Nie wagte er es, ihre Hand nur zu berühren; wenn er mit ihr sprach, wurde er unsicher, verlegen und begann zu stottern. Er raffte sich dann nur mit Hilfe Helenens auf, die das Wort an ihn richtete. Mit ihr redete er freier, geriet auch wohl sogar in Schwung und Feuer, wenn er von dem heiligen Krieg sprach, dem sein Vaterland entgegenging. Ziel aber sein Blick zufällig auf die Gräfin, und sah er, wie sie ihm nur teilnahmslos oder gar nicht zuhörte, dann schlug ihm die Röte ins Gesicht. Ein jäher Schmerz preßte ihm die Kehle zusammen, und verzweifelt stützte er davon.

„Der arme Junge“, sagte dann Helene immer zu der schönen Freundin. „Er liebt dich so!“

Und diese zuckte immer auf dieselbe Weise die vollen Schultern und gab immer dieselbe Antwort:

„Ich kann ihm nicht helfen.“

In gleichmäßiger Einsamkeit flossen die Tage dahin. Olga dachte wohl mehr als einmal daran, daß sie den Auftrag hatte, nach Sarajevo zu gehen und dort die Insurrektion vorzubereiten. Aber da ihre Auftraggeber sie nicht drängten, tat sie selbst nichts dazu, aus dem Orte fortzukommen, wo sie sich in der Nähe des Geliebten mußte. Es war alle Energie von ihr gewichen. Sie wollte nur lieben und wieder geliebt sein, das war alles, wonach sie verlangte. Der allmächtige Minister in Petersburg, der geheimnisvolle Ray, überhaupt Rußland, Serbien, Oesterreich, mit einem Wort die ganze Politik, an der sie früher ihre Kraft geküßt, war ihr gleichgültig geworden, seit sie erkannt hatte, daß des Weibes Glück

auf einem ganz anderen Felde blühte. Am liebsten hätte sie sich hinübergestohlen nach dem kleinen Ort, vor dem die österreichischen Bajonette Wache hielten. Hätte sich vor dem Mann, den sie liebte, hingeworfen und ihm zugejubelt: Nimm mich. Ich will nichts auf der Welt mehr als dein sein.

Über eines Tages brachte ein Kurier aus Belgrad einen Brief, der sie aus ihren Träumen aufschreckte. Ray war's, der ihr schrieb:

„Verehrte Frau Gräfin!

Zu meiner großen Bewunderung habe ich noch immer keine Nachricht von Ihnen aus Belgrad. Ich kann mir ja denken, daß Sie gern in dem idyllischen Slubovizza weilen, da es doch Racovac so nahe ist, allein zu meinem größten Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß man in Petersburg meine Bewunderung teilt. Während ich jedoch als Ihr Freund Ihre Gefühle begreife, ist man dort wenig geneigt, darauf Rücksicht zu nehmen, sondern schonungslos es Sie fühlen zu lassen, daß Sie gehorchen müssen. Man kennt auch dort Ihre Geschichte und will trotz aller meiner Vorstellungen zu Ihren Gunsten unbarmherzig davon Gebrauch machen, falls Sie noch länger zögern sollten, Ihren Auftrag zu erfüllen. Ich hoffe, verehrte Frau Gräfin, Sie werden mich verstehen, ohne daß ich deutlicher zu werden brauche, und sich daher hüten, die mächtigen Herren in Petersburg noch länger zu reizen.

Ich erwarte in der nächsten Woche bestimmt von Ihnen die Nachricht, daß Sie in Sarajevo Ihre Tätigkeit begonnen haben, und begrüße Sie inzwischen als

Ihr allezeit ergebener

Sektor Ray.“

Wütend knüllte sie den Brief zusammen, als sie ihn gelesen hatte. Der Zorn leuchtete aus ihren blauen Augen, und ihr Busen wogte wild auf und nieder, so daß Helens sie ganz erschrocken ansah.

„Hast du eine so unangenehme Nachricht erhalten?“ fragte sie besorgt.

Olga warf ihr den Brief hin.

„Da lies“, sagte sie, „wenn du ein Dokument menschlicher Gemeinheit sehen willst.“

Helene glättete das Papier und las.

„Das ist wohl derselbe Fürst Ray“, sagte sie, „der meinen Bruder verführte, Komitadschi zu werden? O, dieser Mensch war mir von allem Anfang an verhaßt. Er hat unsere Familie auseinandergerissen. So heimtückisch ist er, wie eine Schlange, die sich von hinten an ihre Opfer heranschleicht.“

„Er ist des Teufels Abgesandter oder der Teufel selber“, rief Olga. „Nur auf die Erde geschickt, um Böses zu tun. Und ich bin ich ausgeliefert; dieser Mensch kann eines Tages mein Schicksal sein. O, es ist zum Wahnsinnigwerden!“

„Was ist das für eine Geschichte, auf die er da anspielt?“ fragte Helene.

„Das ist ja eben die Kette, an der er mich hält“, höhnte die schöne Frau. „In ruhigen Tagen werde ich sie dir einmal erzählen. Jetzt ist die Zeit der Träume vorbei. Ich muß fort.“

Die beiden Frauen sanken einander an die Brust und weinten und küßten sich.

Dann holte Helene ihren Bruder.

„Sie wissen“, sagte Olga zu dem Jüngling, was sie mir in Belgrad versprochen haben?“

„Ja“, erwiderte er mit leuchtenden Augen.

Endlich sah er sich am Ziel seiner Wünsche. Allein mit der schönen Frau in den einsamen Bergen, er ihr Schützer, ihr Ritter — jetzt mußte es ihm gelingen, ihre Liebe zu gewinnen. Er war bereit, für sie zu sterben.

Der Führer der Bande, ein in den mazedonischen Kämpfen ergrauter Komitadschi, wurde mit ins Vertrauen gezogen.

„Ich habe einen Freund in Srebrenica“, sagte er. „Den will ich verständigen, daß er Sie dort erwartet. Von dort wird er Sie übers Gebirge an die Straße nach Sarajevo führen. Aber es ist ein harter Weg, Frau, besonders im Winter.“

„Ich muß ihn gehen“, antwortete sie.

Am selben Tag noch schickte der Mann seine Boten über die Drina. Sie sollten ihm den Bescheid bringen, daß der Mann in Srebrenica bereit sei. Aber sie kamen nicht zurück. Den einen hatte der Eber Tomi erschossen; die

Beiden anderen hielt der grimmige Esghi Hassan unter Schloß und Riegel.

Als Tag um Tag verging, ohne daß die Boten sich einstellten, ward es klar, daß sie den Oesterreichern in die Hände gefallen sein mußten.

Und als eine ganze Woche herum war, sagte der alte Komidatschi:

„Die verdammten Schwabas haben sie sicher abgefangen!“

In dem tiefsten Winkel ihres Herzens fühlte Olga eine heiße Freude emporsteigen, daß sie noch nicht fort mußte. Und zugleich war sie stolz auf den Geliebten, der so fest seine Pflicht tat und keinen Feind durchließ.

Auch Helene war glücklich. Brauchte doch ihr Bruder nicht das tollkühne Abenteuer zu wagen.

Aber da kam nach zwei Wochen ein neuer Brief Rajs. Ganz kurz war er, aber gerade aus seiner Kürze war die Drohung herauszulesen, die er enthielt.

„Höchste Zeit! Raj.“

Das war alles. Aber die starke, mutige Olga erblichete, als sie die drei Worte las.

Sie zog die weinende Freundin an die Brust und sagte ihr in feierlichem Tone:

„Ich muß es wagen. Ich muß. Verzeih' mir, daß ich deinen Bruder mitreiße. Verfluche nicht mich, sondern jenen Schurken dafür. Bete zu Gott, daß wir entkommen. Aber wenn du mich wirklich lieb hast, dann stehst du zu ihm, daß sie uns fangen.“

Helene senkte das Haupt und weinte,

(Fortsetzung folgt.)

### Feinde.

Eine vorweihnachtliche Episode von Anna Lahr (Hannover).

Hans warf seine Schulbücher auf den Tisch, daß es knallte. So, nun hatte man erst einmal wieder Ruhe vor ihnen. Das war doch immer das schönste an den Ferien, dieser erste Tag, an dem man die ganze herrliche Zeit der Freiheit noch unangebrochen vor sich hatte. Weihnachtsferien!

Er redete sich.

„Krrr! Klang es aus dem Nebenzimmer. Tillas Nähmaschine.“

Seine Arme sanken wieder herab.

Seit Monaten tat Tilla nichts als nähen und stricken. Sie, die sonst eine wilde Hummel gewesen war, konnte nun Stunde um Stunde bei der Arbeit sitzen. Er kannte seine Schwester nicht wieder. Und was alles unter ihren Händen fertig wurde! Wäsche für die Bewunderten, warmes Zeug für die Soldaten. Ja, Tilla hatte fast ebensogut ihren Anteil am Kriege, wie Reinhard, der in Frankreich im Schützengraben lag. Nur er, Hans, hatte keinen Teil daran. Ganz überflüssig war er. Denn daß er sich ein paar Groschen vom Taschengeld abspart hatte, um den Feldpostpaketen der anderen ein paar Zigarren mit beizulegen, das rechnete doch nicht, das konnte doch unmöglich der einzige Ausdruck für alles das sein, was damals in jenen großen Augusttagen so hinreichend über ihn gekommen war.

Nun kam das Christfest, und wieder war er überall ganz unnützlich. Tilla würde am Heiligen Abend ins Lazarett gehen und die Kranken besuchen. O, sie verstand es, ihnen zuzusprechen! Das wußte er, denn er hatte sie einmal begleitet. Wie sie das nur so konnte? Ihm war das nicht gegeben. Er hatte wohl auch Mitleid gefühlt; einmal, zweimal war es heiß in ihm aufgestiegen. Aber nicht um die Welt hätte er so was Liebes, Herzliches zu den Leuten sagen können, wie Tilla. Steif und hölzern hatte er zwischen den weißen Betten der Leidenden nur jedermann im Wege gestanden. Da war er dann nicht wieder hingegangen.

Ein Pfiff von der Straße herauf zerriß seine Gedanken.

Er eilte ans Fenster und stieß einen Pfiffel auf. Wichtig, da stand Kurt Weiser draußen am Borgartengitter.

„Was Neues, Kurt?“

„Statt der Antwort kam eine Gegenfrage: „Sag', hast du Platten in deinem Apparat?“

„Platten? O ja. Ich denke, es müssen noch sechs Stück darin sein. Aber ist denn was Besonderes zu photographieren?“

„Mach schnell und komm!“

Hans dachte nicht einen Augenblick daran, weitere Auskunft zu verlangen, ehe er der kurzen Aufforderung nachkam. Hastig griff er nach seiner Kamera, rief Tilla durch die Türpalte ein „Bin zum Essen wieder da!“ zu, riß im Vorbeigehen Hut und Mantel vom Ständer und war auch schon auf der Straße.

Kurt war schon ein Stück vorausgegangen.

„Wohin gehen wir?“ erkundigte sich Hans, als er ihn eingeholt hatte.

„Nach der alten Ziegelei.“

„Und was wollen wir dort?“

„Mensch, weißt du das denn noch nicht? Dort sind doch die Gefangenen!“

Hans bekam ganz große Augen: „Gefangene?“

„Zweihundert Franzosen. Sie sind aus einem größeren Lager hierhergeschickt, um das Moorland ein bißchen in Angriff zu nehmen, damit sie was zu tun haben.“

„Darf man denn aber zu ihnen?“

„Das wohl kaum. Aber wenn wir nur nahe genug kommen, daß wir knipsen können!“

Hans strahlte. Kriegsgefangene auf die Platte zu bekommen, das war doch noch mal was, das wurde einem nicht alle Tag geboten. Er begriff, daß Kurt Weiser ihm etwas Besonderes zu Gefallen tat, indem er ihm diese Gelegenheit zuerst mitteilte. Vielleicht war ein wenig captatio benevolentiae dabei: denn Hans war ein starrer Mathematiker und Kurt Weiser ein spottschlechter. Aber auf solchen kleinen Gefälligkeiten beruhte nun einmal die Freundschaft. Es gab schlechtere Motive als diese.

Der Weg zur alten Ziegelei führte eine Weile zwischen Aedern dahin. In der frostlosen Winterluft gingen die Jungen lässig zu. Sie hatten sich ohnehin seit geraumer Zeit daran gewöhnt, einen derben Mannschaftenschritt anzunehmen, der nur in den Schnürstiefeln leider nie so natürlich ausfiel, wie in den Langschäftigen der Soldaten.

Das Gespräch drehte sich natürlich um nichts als Schützengräben, Sperrforts, Breitseiten und geschützte Kreuzer. Die militärischen Fachausdrücke flogen nur so durch die fast feiertägliche Stille des hellen Tages, der nichts von Krieg und Tod zu wissen schien.

Sie durchquerten einen Birkenhain, zwischen dessen mageren Stämmen hindurch man schon das Ziel sehen konnte.

„Na!“ sagte Kurt Weiser plötzlich entrüstet. „Da ist ja alles zu!“

Sonst hatte man ringsum leichten Zutritt zu dem verödeten Anwesen gehabt. Wie oft waren sie bei ihren Spielen durch die leeren Ziegelscheunen gekrochen! Nun ragte da eine hohe, neue Bretterplanke, die noch unverwittert war und nach frischem Holz roch.

„Eine richtige Gemeinheit ist das!“ knurrte Kurt Weiser. „Nichts kriegt man zu sehen. Da können wir also wieder abziehen.“

Hans, der praktischer war, gab die Sache nicht so schnell verloren. Seine Augen suchten und hatten bald etwas entdeckt.

„Aber da sind Aftlöcher,“ bemerkte er, „und Spalten.“

„Wo?“ fragte der andere etwas gereizt. Er ertrug es nicht immer gut, wenn jemand findiger war als er.

Allerdings, da waren Aftlöcher. Eins war rund und groß und befand sich etwas unter Augenhöhe. Dadurch konnte man photographieren. Darüber lief noch ein klaffender Querspalt zwischen zwei Brettern hin.

Selbstverständlich sah Kurt Weiser zuerst hinein. Hans richtete unterdessen seinen Apparat. Es war wenig über zwölf Uhr, die Sonne schien hell, da konnte er wohl auf Momentaufnahmen einstellen.

„Ich sehe welche,“ signalisierte Kurt Weiser halbblau.

„Nah?“

„Biemlich.“

„Wie sehen sie denn aus?“

„Ruppig.“

„Das läßt sich denken. Was tun sie denn?“

„Nichts. Sie bummeln so herum.“

„Damit ließ er das Guckloch frei, und Hans trat neugierig heran.“

Was er sah, enttäuschte ihn zunächst. Die Leute, die da herumstanden, sahen weder heroisch, noch eifrig verachtungsvoll, noch besonders grimmig aus. Es waren einfache Menschen, die ihre äußere Erscheinung lange nicht hatten pflegen können und daher einen wenig günstigen Eindruck machten.

Der Zuschauer konnte sich nicht gleich klar darüber werden, wie weit diese Vernachlässigung, wie weit die Fremdartigkeit der Gesichtszüge und vor allem des Rienenpiels, wie weit schließlich die moralische Verfassung schuld daran war, daß diese Männer sich, je länger man sie ansah, desto mehr von deutschen Soldaten unterschieden.

Inzwischen hatten sich einige zu einem Spiel zusammengefunden, einem primitiven Spiel der französischen Gassenjungen, auf das man hier, aller anderen Unterhaltung beraubt, wieder verfallen war. Es handelte sich darum, ein geöffnertes Taschenmesser auf verschiedene Weise so zu Boden zu werfen, daß es stets mit der Spitze in die Erde traf. Beim letzten Gang mußte es ohne Hilfe der Finger vom Rücken der Hand geschleudert werden. Andere traten herzu und kritisierten die Wärfte.

Das war eine fertige Gruppe, Hans schob den Apparat vor die Öffnung und drückte ab.

Fertig!

Als die Kassette mit der Platte auf den Boden der Kamera klappte, um einer neuen Blaz zu machen, sah einer der Gefangenen auf. Er hatte das Geräusch vernommen. Da er aber die Stelle, von der es gekommen war, nicht fand, schenkte er ihm keine Beachtung weiter.

„Kannst du nicht auch eine Zeitaufnahme machen?“ drängte Kurt Weiser.

Hans zögerte: „Ich weiß nicht, Sie bewegen sich in einem fort.“

In diesem Augenblick wandten sich zwei Männer um und entdeckten die Mündung des Apparates und die Augen, die darüber durch die Spalte starrten. Sogleich hatten sie auch ihre Kameraden auf den Baumast aufmerksam gemacht. Einige lachten ganz unbefangenen. Der unbedeutende Zwischenfall amüsierte sie. Es war eine Abwechslung. Und was ist dem Gefangenen lieber als Abwechslung. Sie sollten photographiert werden? Gut. Man mußte eine Gruppe bilden. Das Messerspiel wurde verlassen, man suchte sich Haltung zu geben; einige zogen spöttische, ein wenig herausfordernde Grimassen.

Während sie noch schwätzen und gestikulierten, erschien ein einzelner Mann, der aus der Tür einer Baracke getreten war. Er mochte vierzig Jahre alt sein. Sein spitzer Bart, der nur wenig verwildert war, sah schon grau aus. Fragend gingen seine dunklen Augen über die Gruppe. Was bedeutete das? Warum standen seine Landsleute so in Positur? Und warum sahen alle nach derselben Richtung?

Unwillkürlich folgten seine Blicke.

Da sah er — und wie in jähen, heftigem Schreck riß er die vertrauene Mütze ab und hielt sie vor's Gesicht.

„Mensch, was machst du denn? Du überbelidest ja!“

Seine Antwort. Hans hörte nicht. Er starrte nur den einen Mann an. Den Mann, der sich geschämt hatte!

Mit einemmal verstand er alles, den niedrigen Leichtsinns der Gefangen, die die Sache von der lustigen Seite genommen hatten, und die bittere Empfindung des älteren, der aus anderem Holz zu sein schien.

Mechanisch ließ er den Knopf zurückschnellen. Die Photographierten rührten sich wieder. Endlich ließ auch der, der zuletzt gekommen war, die Mütze wieder sinken.

Sein Blick war ernst, er sah halb mitleidig, halb verächtlich zu den andern hinüber.

Und dann sah er den Jungen an, der jetzt durch das Astloch schaute. Es war ein so trauriger Ausdruck in den etwas abgemagerten Zügen.

„So sieht einer aus, dem es schwer geworden ist, sich zu ergehen.“ durchfuhr es Hans.

Und nun schämte er sich. Würkte er hier glohen wie ein dummer Junge? Würkte er sich ein Schauspiel aus dem Unglück anderer machen, und wenn es hundertmal Feinde waren? Es war ihm, als müßte er dem Mann da etwas sagen, daß es ihm leid täte, daß er ihn nicht hätte kränken wollen, ihn, der gewiß ein Tapferer war und seine Soldatenpflicht so treu, so ehrenhaft getan hatte, wie irgend einer auf unserer Seite. Aber wohin war sein Französisch? Reihen von Paradoximen standen vor seinem inneren Auge, — er sah die aufgeschlagene Grammatik förmlich vor sich, aber kein noch so einfacher Satz wollte ihm einfallen, der im geringsten zu dieser Lage paßte.

Da kam ihm ein Gedanke. Blüßschnell hob er den Apparat wieder an die Öffnung, aber so, daß man von drinnen sehen konnte, wie er die Hinterwand des Kastens öffnete und die volle Helligkeit hineinströmen ließ.

Und das Tageslicht verdarb die Platten.

Dann schob er das Gesicht wieder vor das Astloch, und das erste französische Wort löste sich von seiner Zunge: „Compris?“

Da sah er etwas Wunderbares. Der Mann, der sich geschämt hatte, lächelte. Und er kam auf ihn zu, nun ganz vertrauensvoll. Er hatte verstanden; verstanden, was es heißt, wenn ein Schüler teure, vom schmalen Taschengeld gekaufte Platten freiwillig vernichtet.

Als er nun vor ihm stand und sie sich ins Auge sahen, entstand auf neue die Schwierigkeit der Verständigung.

Aber auch der Franzose hatte einen Einfall. Er griff plötzlich in eine Brusttasche und zog eine kleine Photographie heraus. Sie stellte einen Jungen dar, der in Hansens Alter sein mußte.

„Mon fils,“ erklärte der Mann, „mon fils!“

Hans begriff, daß dies soviel heißen sollte wie: „Ich habe auch einen Jungen, und darum verstehe ich dich. Er würde gehandelt haben, wie du eben gehandelt hast. Er ist ein guter Junge, wie du. Ich weiß, daß du mir ein demütigendes Gefühl hast ersparen wollen, und ich danke dir!“

Nichts von alledem war mit Worten gesagt worden. Aber es wurde gefühlt, hüben und drüben.

„Merci, monsieur!“ stammelte Hans, glücklich, nun doch noch etwas Französisch an den Mann zu bringen.

Der andere lächelte noch einmal. Dann steckte er das Bild sorgfältig wieder ein.

Da wurde drinnen gleicher Schritt und Tritt hörbar. Wahrscheinlich wurde eine Wache abgelöst. Sofort entfernten sich die Franzosen von der Blanke, um nicht Fluchtverdacht zu erwecken. Der älteste ging zuletzt zurück. Er winkte noch einmal mit zwei Fingern zurück.

Hans wandte sich langsam ab. Zwei anständige Menschen hatten sich verstanden.

„Wißt du nun vielleicht so freundlich sein, mir zu sagen, was das alles bedeutet?“ fragte eine spöttische Stimme neben ihm.

„Ach so, Kurt Weiser war auch noch da. Und seine Frage war

durchaus berechtigt. Man müßte also erklären, obgleich solche gefühlsmäßigen Sachen schenlich unbequem zu erklären waren.

Es wollte Kurt Weiser auch nicht gleich in den Kopf, daß man überhaupt so fühlen konnte. „Die schönen Platten!“ murzte er.

„Ja, die schönen Platten!“ seufzte Hans. Und die Bilder wären ein schönes Weihnachtsgeschenk für Vaters Kriegsmappe gewesen.

Aber, — er hob den Kopf, — so war es doch besser. Würde er das Fest nun nicht froher feiern?

### Büchertisch.

— Zu Schuy und Trug. Eine Sammlung ernster und heiterer Kriegsdichtungen in Poesie und Prosa. Herausgegeben von Karl Fischer, Lehrer in Gardelegen. Pesse & Becker Verlag in Leipzig. 224 Seiten. Geh. 1,50 M., in Leinenband 1,80 Mark. — Das mit Fleiß und Sorgfalt zusammengestellte Buch enthält ernste und heitere Vers- und Prosabeiträge, und zwar durchweg Stücke, die sich zum Vortrag eignen. Es wird dabei nicht nur den Veranstaltern von Volksbildungs- und Vortragsabenden, sondern auch denen willkommen sein, die ihrer Familie oder einem Bekanntenkreise eine zeitgemäße Unterhaltung verschaffen wollen. Neben eindrucksvollen Skizzen von Franz Adam Beyerlein, Karl Göttinger und dem Freiherrn v. Schlicht findet man prächtige Gedichte von Oskar Blumenthal, César Klaischen, Ludwig Fulda, Ludwig Ganghofer, Max Halbe, Gerhart Hauptmann, Rudolf Herzog, Rudolf Presber, Otto Reutter, Hermann Sudermann u. v. a. sowie packende vaterländische Dichtungen aus der Vergangenheit. Das vortrefflich ausgestattete Werkchen eignet sich auch gut zu Geschenkzwecken.

— Ein Wanderschmuck fürs Bismarckjahr 1915. In die Stunde neu erwachter deutscher Lebenskraft und ungeahnter Machtentfaltung Deutschlands fällt am 1. April 1915 des zielbewußten Begründers deutscher Einigkeit Bismarcks 100. Geburtstag. Allen Feinden zum Trotz rüstet sich das ganze deutsche Volk zu eindrucksvoller, erhebender Feier mitten in hochbewogener Zeit. Der Stiftungsverlag in Potsdam bietet dafür als würdigen Wanderschmuck das von dem bekannten Künstler Karl Bauer kraftvoll gezeichnete Bild der gewaltigen Persönlichkeit unseres Altreichskanzlers in Schwarzdruck mit Chinaton auf starkem Karton 48x64 cm groß (Bild 30x35,5 cm) mit dem Namenszug Bismarcks zu dem Preise von 2,- M. (Stolle 20 Bg., Porto 10 Pfa.)

— „Ein deutscher Robinson.“ Ueber diese im Verlag von E. Roth-Gießen erschienene Jugendschrift, herausgegeben von Lyzealdirektor Dr. Hartmann (Geb. 4 Mk.) schreibt Schulrat Dr. Wosapp: Wer hätte sich nicht in seiner Jugend für Robinson Crusoe begeistert und unbewußt mit ihm das Werden und Wachsen menschlicher Kultur durchlebt? Aber Robinson ist ein Engländer und wir sind Deutsche; und wir Deutsche haben uns auch unseren Platz an der Sonne und in der Welt erobert, den uns, will's Gott, die verlogenen und verstoßenen Engländer nicht wieder wegrauben sollen. Darum war es Zeit, daß „Ein deutscher Robinson“ geschaffen wurde. Lyzealdirektor Dr. Ernst Hartmann hat das Verdienst, das in dem soeben erschienenen ersten Band der Sammlung „Deutscher Jugendborn“ getan zu haben. Er erzählt uns mit kundiger Hand von einem jungen Deutschen, der mit seinem Oheim nach Südwest zieht und dort eine Farm gründet, in heftiger, schwerer Arbeit zum Manne reift, im Verereraustand übermenschlich Schweres erlebt, aber sich durchhält und mit eiserner Energie auf den Trümmern seiner früheren Farm eine neue gründet, die er zu blühendem Wohlstand emporführt, ein Kulturträger im fernen Afrika, ein Vanneträger des Deutschturns in der Welt der Barbaren. Das mit vier schönen Aquarellbildern ausgestattete Buch ist so zeitgemäß, so lebensfroh und warm geschrieben, so vom Hochgefühl des Deutschturns geschwellt, daß mir kein Zweifel ist, daß es bald sich die Herzen aller Knaben und Jünglinge erobern wird. Möchte es helfen, sie alle zu tüchtigen, kernhaften Menschen heranzuziehen, wie Wolf Walter, der deutsche Robinson! Das Buch weiter zu verbreiten, es in allen Schulen und Jugendbibliotheken einzubürgern und auf alle Weihnachtstische zu legen, halte ich für eine vaterländische Pflicht. Gott sei mit unserem großen deutschen Vaterlande, dabei und draußen in der Welt; Deutschland, Deutschland über alles!

### Rätsel.

Ein Plüschchen, das links in die Elbe rinnt,  
Verwandelt sich in etwas Böses geschwind,  
Sobald man die vordersten Zeichen vertauscht.  
Doch wird auch mein Plüschchen, das friedlich rauscht,  
Sobald nur das zweite Zeichen fällt aus,  
Zur prächtigsten Blume im herblichen Strauß.  
Wird aber das dritte Zeichen genommen,  
So seht ihr die andern mit Vaugen kommen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:  
Barbe — Rembold — Ama — Uran — Salomo — Elm —  
Leoni; — Brauselimonade.